

Nichts – Was im Leben wichtig ist

Interpretation und Unterrichtsideen für die Sek I

Materialien zum Beitrag im Pelikan 2/2013

Von Melanie Beiner

M 1: „Es gefällt mir auf der Welt“

Ich las den Brief dreimal, dann faltete ich ihn zusammen. Ich hatte gelernt, dass ich Spiek nicht immer glauben durfte. Ich glaubte ihm auch jetzt nicht. Wenn er kein Dichter war, was war er dann? Und das Gerede über Talent war doch nur eine faule Ausrede. Trotzdem machte mich der Brief traurig. „Ich weiß nicht, was ich auf der Welt soll“, hatte Spiek geschrieben. Oje! Das fand ich vielleicht dumm! Echt wahr. Was soll man schon auf der Welt? Na, einfach laufen und spielen und lernen und lachen und was-weiß-ich-noch-alles. Die Frage ist, was man auf der Welt NICHT soll. Elefanten wegen ihrer Stoßzähne erschießen, das soll man NICHT TUN: Das Licht brennen lassen, wenn es hell genug ist. NICHT TUN. Briefe schreiben, von denen jemand anders traurig wird. NICHT TUN. Es gibt eine ganze Menge, was man nicht tun soll. Aber die meisten Dinge soll man tun. Wenn mich also jemand fragt: „Was soll ich auf der Welt?“, dann sage ich: „Fast alles und ein paar Sachen nicht.“ (...)

Kurz darauf kam Mimun und setzte sich neben mich. Er sah mir ins Gesicht und sagte: „Es hat bestimmt mit Spiek zu tun, stimmt’s?“ „Ja“, sagte ich. Er sagte nichts. Es dauerte lange. Ich dachte: Herrje, sag doch endlich was, und da find er zum Glück an zu reden. „Mein Vater hat gestern gesagt: ‘Spiek, das ist ein anständiger Kerl, trotz allem.’ Ich habe gefragt: ‘Warum?’ ‘Weißt du’, sagte mein Vater, ‘als wir hier in die Straße gezogen sind, kam ein einziger Niederländer auf uns zu. Das war Spiek. Er hat gesagt: Herzlich willkommen in der Straße, kann ich helfen? Und dann hat er uns beim Umzug geholfen. Das haben meine Eltern nie vergessen.’“ (...)

„Sag mal, Mimun, was, findest du, soll man auf der Welt?“ Er brauchte nicht nachzudenken. Er sagte: „Hart arbeiten, damit die eigenen Kinder es einmal besser haben als man selbst.“ Das war eine merk-

würdige Antwort, mit der ich nicht viel anfangen konnte. „Mein Vater ist in Marokko zur Grundschule gegangen“, sagte Mimun. „Und das war alles. Ich kann weiter lernen und meine Kinder können noch weiter lernen. Die werden vielleicht sogar Arzt oder Anwalt.“ Jetzt verstand ich, was er meinte. Aber es war, als ob das nicht helfen würde. Es war, als ob ich nach einer ganz anderen Antwort suchte. „Weißt du“, sagte ich, „wenn es Spiek nicht gäbe, wäre ich nie Dichterin geworden, aber er selbst weiß nicht, was er machen soll.“

„Er weiß ganz genau, was er machen soll“, sagte Mimun. „Was denn?“, fragte ich beklommen, denn eigentlich kannte ich die Antwort schon. „Einen Entzug“, sagte Mimun. Ich antwortete nicht, denn was kann man schon sagen, wenn jemand so schrecklich Recht hat? „Das musst du ihm sagen“, sagte Mimun. Und da war es wieder so weit. Ich konnte mich wieder nicht beherrschen. Buhu! Buhu! „Wenn du es ihm nicht sagst“, sagte Mimun, „wer sagt es ihm dann?“ „Niemand!“, schniefte ich. „Niemand auf der ganzen Welt!“ Mimun fasste meine Hand, einfach so, mitten auf der Straße, wo alle es sehen konnten. Caro kam aus dem Haus und auf uns zu. Mimun ließ meine Hand nicht los. Caro blieb vor uns stehen. „So“, sagte sie. „Haltet ihr schön Händchen? Erlauben deine Mami und dein Papi das denn, Mimun?“ „Hau ab“, sagte Mimun, Ich zog meine Hand aus seiner. Caro hatte Recht. Wir waren unvorsichtig. Alle wussten, dass Mimun und ich miteinander gingen. Mimuns Eltern regten sich nicht mehr darüber auf. Aber wir mussten es trotzdem ein bisschen geheim halten. Mimun heiratet später ein Mädchen, das jetzt noch in Marokko wohnt. Und da dürfen sie nicht wissen, dass er mit mir geht. Was soll man auf der Welt?

(Auszüge aus: Guus Kuijer, *Es gefällt mir auf der Welt*, Hamburg 2002, aus S. 53 - 59)

M 2: „Oscar und die Dame in Rosa“

Lieber Gott, ich heiße Oskar, ich bin zehn Jahre alt, und ich habe die Katze, den Hund und das Haus angezündet (ich glaube, ich habe sogar die Goldfische gegrillt), und das ist der erste Brief, den ich Dir schicke, weil ich bis jetzt wegen der Schule nicht dazu gekommen bin.

Ich sag's dir lieber gleich: Ich hasse das Schreiben. Muss mich wirklich dazu zwingen. Weil schreiben wie Lametta ist, Firlefan, Schmus, Kokolores und so weiter. Schreiben ist nichts anderes als Schwindeln mit Schnörkeln drum herum. Erwachsenenkram. Der Beweis? Na, nimm den Anfang von meinem Brief: „Ich heiß Oskar, ich bin zehn Jahre alt, ich habe die Katze gegrillt, den Hund und das Haus angezündet (ich glaube, ich habe sogar die Goldfische gegrillt), und das ist der erste Brief, den ich Dir schicke, weil ich bis jetzt wegen der Schule nicht dazu gekommen bin.“ Na ja, genauso gut hätte ich schreiben können: „Man nennt mich Eierkopf, ich sehe aus wie sieben, ich bin im Krankenhaus wegen meinem Krebs, und ich habe noch nie mit Dir geredet, weil ich nämlich nicht daran glaube, dass es Dich gibt.“ Bloß, wenn ich so was schreibe, reie ich mich nur selber rein, dann wirst du Dich wohl kaum für mich interessieren. Wo ich doch Dein Interesse nötig habe. Es wäre mir sogar sehr daran gelegen, wenn Du Zeit hättest, mir zwei oder drei Gefallen zu tun. (...)

Ich, ich mache keine Freude mehr. Seit meiner Knochenmarkstransplantation merke ich, dass ich keine Freude mehr mache. Wenn mich Doktor Düsseldorf morgens untersucht, tut er es nicht mehr mit ganzem Herzen, ich enttusche ihn. Er schaut mich ohne was zu sagen an, als ob ich einen Fehler gemacht hätte. Obwohl ich mir bei der Operation jede Menge Mühe gegeben habe. (...) Inzwischen schaut mich das ganze Stockwerk, die Krankenschwester, die Assistenzärzte und die Putzfrauen so an. Sie sind traurig, wenn ich gute Laune habe; sie zwingen sich zum Lachen, wenn ich einen Witz loslasse. Wirklich wahr, so wie früher lacht keiner mehr mit mir.

Bloß Oma Rosa hat sich nicht verändert. Meiner Meinung nach ist sie auch viel zu alt, um sich noch zu ändern. Und viel zu sehr Oma Rosa. Oma Rosa muss ich Dir nicht vorstellen, Gott, sie ist ja eine gute Freundin von Dir. Sie war es auch, die mir geraten

hat, Dir zu schreiben. Das Problem ist, dass nur ich sie Oma Rosa nenne. Also musst du dich schon ein bisschen anstrengen, um rauszukriegen, wen ich meine: Von all den Damen in den rosa Kitteln, die von draußen kommen, um ihre Zeit mit uns kranken Kindern zu verbringen, ist sie die älteste. „Wie alt sind Sie, Oma Rosa?“ „Kannst du denn eine dreizehnstellige Zahl behalten, mein lieber Oskar?“ „Oh! Sie machen Witze!“ Nein. Man darf hier auf keinen Fall wissen, wie alt ich bin, denn sonst schmeißen sie mich raus und wir können uns nicht mehr sehen. „Warum?“ „Ich habe mich reingeschmuggelt. Es gibt für rosa Damen eine Altersgrenze. Und die habe ich längst überschritten.“ „Sie sind über dem Verfallsdatum?“ „Ja.“ „So wie ein Joghurt?“ „Pst!“ „Okay! Ich verrat's nicht.“ (...)

„Und was war ihr Beruf?“ „Das wirst du mir nie glauben...“ „Ich schwr Ihnen, ich werd's Ihnen glauben.“ „Catcherin.“ „Das glaub ich nicht.“ „Catcherin. Man nannte mich Die Wrgerin des Languedoc.“ Seitdem erzählt mir Oma Rosa immer dann, wenn mir jämmerlich zumut ist und wir sicher sein können, dass uns niemand hört, von ihren großen Turnieren... Ich habe dann das Gefühl, dass ich das bin. Ich bin der Größte. Und ich rche mich.

„Oma Rosa, ich habe das Gefühl, dass niemand mir sagen will, dass ich sterben muss.“ Sie schaut mich an. Wir sie das Gleiche tun wie alle anderen? Bitte, Wrgerin des Languedoc, werd bloß nicht weich und klapp die Ohren zu. „Warum willst du, dass man es dir sagt, Oskar, wo du es doch weit. Uff, sie hat zugehört.“ „Ich habe den Eindruck, Oma Rosa, dass man mit Krankenhaus etwas ganz anderes meint, als was es in Wirklichkeit ist. Man tut immer so, als käme man nur in ein Krankenhaus, um gesund zu werden. Dabei kommt man auch rein, um zu sterben.“ „Da hast du recht, Oskar. Und ich glaube, dass wir beim Leben den gleichen Fehler machen. Wir vergessen, dass das Leben zerbrechlich ist, verletzlich und vergänglich, und tun so, als wären wir unsterblich.“

(Auszug aus: Eric-Emmanuel Schmitt, Oscar und die Dame in Rosa, Frankfurt a.M. 102010, aus S. 9-18)

Der Prediger Salomo, Kap 2

Ich entschloss mich, das Leben zu genießen und glücklich zu sein. Aber ich merkte: Auch das ist vergeblich! ²Das Lachen ist etwas für Narren, und die Freude – was bringt sie schon ein? Lohnt es sich, etwas zu vollbringen?

³Ich wollte am vollen Leben teilhaben wie die Menschen, die sich nicht um Weisheit und Einsicht kümmern; aber der Verstand sollte die Führung behalten. Ich trank Wein, um mich in Stimmung zu bringen, denn ich wollte erkunden, ob der Mensch während seiner kurzen Lebensstage irgendwo Glück finden kann.

⁴Ich vollbrachte große Dinge: Ich baute mir Häuser und pflanzte Weinberge.

⁵Ich legte Obstgärten an und pflanzte darin alle Arten von Fruchtbäumen.

⁶Ich legte Teiche an, um die vielen aufwachsenden Bäume zu bewässern.

⁹So wurde ich mächtiger und reicher als alle, die vor mir in Jerusalem regiert hatten. Weil ich ein so großes Wissen besaß, ¹⁰konnte ich mir alles verschaffen, was meinen Augen gefiel, und ich versagte mir keine Freude. Mit all meiner Mühe hatte ich es so weit gebracht, dass ich tatsächlich glücklich war.

¹¹Doch dann dachte ich über alles nach, was ich getan und erreicht hatte, und kam zu dem Ergebnis: Alles ist vergeblich und Jagd nach Wind. Es kommt nichts heraus bei aller Mühe, die sich der Mensch macht unter der Sonne.

²⁶Den Menschen, an denen Gott Gefallen hat, gibt er Weisheit, Wissen und Freude. Den anderen aber gibt er die Beschäftigung, zu sammeln und anzuheufen, um dann alles denen zu schenken, die ihm gefallen. Auch hier wieder: Vergebliche Mühe und Jagd nach Wind.

Maria (Lk1)

Maria aber sprach: „Mein Herz preist den Herrn, ⁴⁷alles in mir jubelt vor Freude über Gott, meinen Retter!

⁴⁸Ich bin nur seine geringste Dienerin, und doch hat er sich mir zugewandt. Jetzt werden die Menschen mich glücklich preisen in allen kommenden Generationen;

⁴⁹denn Gott hat Großes an mir getan, er, der mächtig und heilig ist.

⁵⁰Sein Erbarmen hört niemals auf; er schenkt es allen, die ihn ehren, von einer Generation zur andern.

⁵¹Jetzt hebt er seinen gewaltigen Arm und fegt die Stolzen weg samt ihren Plänen.

⁵²Jetzt stürzt er die Mächtigen vom Thron und richtet die Unterdrückten auf.

⁵³Den Hungernden gibt er reichlich zu essen und schickt die Reichen mit leeren Händen fort.

⁵⁴Er hat an seinen Diener Israel gedacht und sich über sein Volk erbarmt.

⁵⁵Wie er es unsern Vorfahren versprochen hatte, Abraham und seinen Nachkommen für alle Zeiten.“

Paulus (2. Korinther 11)

Was für diese Welt als größter Tiefsinn gilt, das hat Gott als reinen Unsinn erwiesen.

²¹Denn obwohl die Weisheit Gottes sich in der ganzen Schöpfung zeigt, haben die Menschen mit ihrer Weisheit Gott nicht erkannt. Darum beschloss er, durch die Botschaft vom Kreuzestod, die der menschlichen Weisheit als Torheit erscheint, alle zu retten, die diese Botschaft annehmen.

²²Die Juden fordern von Gott sichtbare Machterweise; die Griechen suchen in allen Dingen einen Sinn, den die Vernunft begreift.

²³Wir aber verkünden den gekreuzigten Christus als den von Gott versprochenen Retter.

Für Juden ist das eine Gotteslästerung, für die anderenbarer Unsinn.

²⁴Aber alle, die von Gott berufen sind, Juden wie Griechen, erfahren in dem gekreuzigten Christus Gottes Kraft und erkennen in ihm Gottes Weisheit.

²⁵Gott erscheint töricht – und ist doch weiser als Menschenweisheit. Gott erscheint schwach – und ist doch stärker als Menschenkraft.